

„Kameradschaft“ in der Habsburger Armee

Eine emotionssoziologische Annäherung¹

Von Sabine A. Haring

1. Einleitende Bemerkungen

Innerhalb der Soziologie nimmt die Thematisierung von Makrogewalt, von kollektiven Gewaltphänomenen und Krieg sowie den darin involvierten Akteuren einen marginalen Stellenwert ein. Doch stellen nicht nur detaillierte soziologische Untersuchungen von Makrogewalt sowohl auf der System- als auch auf der Akteursebene ein Forschungsdesiderat dar. Ebenso gibt es im Hinblick auf die neuere Emotionssoziologie – neben einigen gut erforschten Bereichen – verblüffende Leerstellen, wie die Thematisierung von Erfahrungen in militärischen Verbänden sowohl im Krieg als auch im Frieden.² In soziologischer Perspektive ist das Militär eine „Organisation zur kontrollierten und effizienten Anwendung von Gewalt“, wobei die „militärische Gehorsamsproduktion [...] in letzter Instanz darauf ausgerichtet [ist], diese Gewaltanwendung im Krieg, und hier vor allem in der Schlacht, zu gewährleisten.“³ Der stark hierarchisch gegliederten Organisation liegen „zwei unterschiedliche Strukturprinzipien zugrunde: das vertikale Prinzip von Befehl und Gehorsam und das horizontale der Kameradschaft“.⁴

Für die meisten EuropäerInnen am Beginn des 21. Jahrhunderts ist „Kameradschaft“ „ein Begriff wie aus einer anderen Welt“,⁵ auch wenn in Dienstvorschriften und Gesetzen von Heeren – wie beispielsweise in der *Allgemeinen Dienstvorschrift für das Bundesheer* (ADV), §3 unter der Rubrik „Allgemeine Pflichten des Soldaten“ – „Kameradschaft“ eingefordert wird:

„Der Soldat steht auf Grund der ihm übertragenen Aufgabe, sein Vaterland und sein Volk zu schützen und mit der Waffe zu verteidigen, in einem besonderen Treueverhältnis zur Republik Österreich. Er ist im Rahmen dieses

1 Die Ausführungen basieren auf: Helmut Kuzmics und Sabine A. Haring: *Emotion, Habitus und Erster Weltkrieg. Soziologische Studien zum militärischen Untergang der Habsburger Monarchie*. Göttingen: V & R Unipress 2013, Kap. 5, insbesondere S. 285–297, sowie S. 446–462..

2 Zur Genese und Wirkungsgeschichte der Emotionssoziologie vgl. unter anderen Konstanze Senge: *Die Wiederentdeckung der Gefühle. Zur Einleitung*. In: *Hauptwerke der Emotionssoziologie*. Herausgegeben von Konstanze Senge und Rainer Schützeichel. Wiesbaden: Springer 2013, S. 11–37.

3 Wencke Meteling: *Ehre, Einheit, Ordnung. Preußische und französische Städte und ihre Regimenter im Krieg, 1870/71 und 1914–19*. Baden-Baden: Nomos 2010, S. 26.

4 Ebenda.

5 Der Erinnerung eine Zukunft geben. In: *Der Stern* vom 10. 6. 1999, S. 152–158, hier S. 156, zitiert nach Thomas Kühne: *Kameradschaft. Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2006, S. 11.



Treueverhältnisses insbesondere zur Verteidigung der Demokratie und der demokratischen Einrichtungen sowie zu Disziplin, Kameradschaft, Gehorsam, Wachsamkeit, Tapferkeit und Verschwiegenheit verpflichtet. [...] Alle Soldaten haben ihren Kameraden mit Achtung zu begegnen, sie vor unnötiger Gefährdung zu bewahren und ihnen in Not und Gefahr beizustehen.“⁶

Bei der Analyse soziologischer Lexika und Handwörterbücher zeigt sich, dass ältere Ausgaben – wie das 1969 von Wilhelm Bernsdorf in zweiter Auflage herausgegebene *Wörterbuch der Soziologie* – noch das Stichwort „Kameradschaft“ enthalten,⁷ jüngere Ausgaben jedoch keinen Eintrag mehr dazu aufweisen.

Bernsdorf unterscheidet in dem 1969 erschienenen Artikel „Kameradschaft“⁸ zwischen „Freundschaft“, die auf „persönlicher Sympathie, persönlichem Gleichklang oder wechselseitiger Anziehung“ beruht, und „Kameradschaft“, die in der „Gleichheit des Tuns und des Meinens, in der Gemeinsamkeit der Aufgaben“⁹ besteht. Idealtypisch gedacht, werden, so Bernsdorf, persönliche Fähigkeiten „im wesentlichen, unabhängig von persönlicher Sympathie oder Antipathie, im Hinblick auf ihren Wert für die Aufgaben der Kameradschaft eingeschätzt“¹⁰, auch wenn die Grenze zwischen Freundschaft und Kameradschaft nicht deutlich gezogen werden könne. Persönliche Freundschaft könne zur Kameradschaft in Gruppen hinzukommen, sie kann aber auch fehlen.¹¹ Insbesondere in formellen Organisationen wie beispielsweise dem Militär und in Gefahrensituationen lassen sich oftmals eine besonders enge Kameradschaft und große Gruppenkohäsion beobachten.¹² Werner Sorg definiert in seiner Diplomarbeit zunächst Kameradschaft als „Ausdruck für eine besondere zwischenmenschliche Beziehung“¹³ und bestimmt abschließend das „Wesen der

6 Allgemeine Dienstvorschrift für das Bundesheer (ADV). Online: http://www.bmlv.gv.at/pdf_pool/gesetze/wg2001.pdf [2012-09-20]. S. 50–51.

7 Vgl. Wilhelm Bernsdorf: Kameradschaft. In: *Wörterbuch der Soziologie*. Herausgegeben von W. B. 2., neubearbeitete und erweiterte Ausgabe. Stuttgart: Enke 1969, S. 527–530.

8 Der Begriff „Kameradschaft“ leitet sich ab vom lateinischen „camera“, das bedeutet „Gewölbe, Raum mit gewölbter Decke“, und vom italienischen „camerata“, was „Stubengemeinschaft“ meint. Zunächst wird der Begriff von italienischen Söldnern im 16. Jahrhundert verwendet, als bald findet er aber Eingang in andere europäische Sprachen. Vgl. Werner Sorg: *Das Wesen der Kameradschaft*. Wiener Neustadt, Theresianische Militärakademie, Diplomarbeit 2004, S. 58.

9 Bernsdorf, Kameradschaft, S. 527.

10 Ebenda, S. 528.

11 Unterschiedliche Autoren versuchen differente Typen von sozialen oder persönlichen Beziehungen zu klassifizieren. Man denke in diesem Kontext etwa an Argyle und Henderson, die im Hinblick auf deren Merkmale vier Dimensionen festmachen: eng-oberflächlich, freundschaftlich-feindselig, egalitär-hierarchisch und aufgabenorientiert-gesellig. Dabei können sich Beziehungen im Zeitverlauf in Bezug auf die Merkmalsausprägungen verändern. Vgl. Horst Heidbrink, Helmut E. Lück, Heide Schmidtman: *Psychologie sozialer Beziehungen*. Stuttgart: Kohlhammer 2009, S. 13–14.

12 Vgl. Bernsdorf, Kameradschaft, S. 528.

13 Sorg, *Wesen der Kameradschaft*, S. 7.

Kameradschaft“ als das „auf der Basis von Vertrautheit [...] unterschiedslos nächstliebende Wirken“ einer sich in einer lebensbedrohenden Situation befindlichen Gemeinschaft.¹⁴ Thomas Kühne, der das Phänomen „Kameradschaft“ im Hinblick auf die deutschen Wehrmachtsoldaten im Zweiten Weltkrieg untersuchte, zeichnet bereits am Beginn seines Buches ein ambivalentes Bild von Kameradschaft: Zunächst scheint „Kameradschaft“ als *das* „Leitmotiv der Kriegserinnerungen der alten Soldaten in Deutschland“, bei näherer Betrachtung zeige sich aber, dass „die Kriegsgeneration keineswegs so homogene Erinnerungen an den Krieg und speziell an die Kameradschaft hat.“¹⁵ Was zumeist von den Soldaten unter Kameradschaft verstanden wird, sind stabile, auf Vertrauen basierende, persönliche Beziehungen in kleineren militärischen Einheiten, doch „gab es zu keinem Zeitpunkt“, wie Kühne in seiner Analyse der Kameradschaft der „Soldaten des nationalsozialistischen Krieges“ zeigt, „nur ein Verständnis von Kameradschaft, sondern viele, und diese Vielfalt war dem historischen Wandel unterworfen.“¹⁶ Es stelle sich also die Frage, „was ‚bedeutete‘ Kameradschaft wann und für wen?“¹⁷ Während in offiziellen und semi-offiziellen Darstellungen „Kameradschaft“ als *eine* der Tugenden von Soldaten eingefordert, beschworen und mitunter verherrlicht wird,¹⁸ zeichnen andere Quellen, wie unter anderem Autobiographien und Romane, ein differenzierteres Bild von Kameradschaft.

Am Beginn des 21. Jahrhunderts dominiert die Vorstellung, dass Soldaten für nationale Ziele oder zumindest aufgrund einer patriotischen Gesinnung kämpfen. Aber im Kampf sind nationale oder patriotische Ziele zu abstrakt, Soldaten kämpfen – wie unter anderen die Studie *The American Soldier*¹⁹ von Stouffer et. al. zeigte –, um die „Aufgabe zu beenden“ (ending the task) sowie aus Solidarität mit der Gruppe:²⁰ „Es ist häufig vermutet worden“, so Niall Ferguson in seinem Buch *Krieg der Welt*, „dies

14 Ebenda, S. 58.

15 Kühne, Kameradschaft, S. 11.

16 Ebenda, S. 19.

17 Ebenda, S. 20.

18 Vgl. dazu u. a. Heinz von Lichem: Spielhahnstoß und Edelweiß. Die Friedens- und Kriegsgeschichte der Tiroler Hochgebirgstruppe „Die Kaiserschützen“ von ihren Anfängen bis 1918: k. k. Tiroler Landeschützen-Kaiserschützen-Regimenter Nr. I – Nr. II – Nr. III. Graz: Stocker 1977, sowie Hermann Fröhlich: Geschichte des steirischen k.u.k. Infanterie-Regimentes Nr. 27 für den Zeitraum des Weltkrieges 1914–1918. Bd. 1–2. Innsbruck: Wagner'sche Universitäts-Buchdruckerei 1937.

19 Samuel A. Stouffer [u. a.]: *The American Soldier*. Bd. 2: *Combat and Its Aftermath*. Princeton, New York: Princeton University Press 1949. (= *Studies in social psychology in World War II*. 2.)

20 Die befragten US-Soldaten sollten die für sie bedeutsamsten Motive zum Weitermachen angeben: „Generally, from your combat experience, what was most important to you in making you want to keep going and do as well as you could?“ „Die Aufgabe beenden“ nannten 39 % der Gemeinen und 14 % der Offiziere im Hinblick auf die Soldaten. „Solidarität mit der Gruppe“ gaben 14 % der Soldaten und 15 % der Offiziere wiederum in Bezug auf die Motive der Soldaten an. Vgl. Stouffer, *American Soldier*, S. 109.



sei der eigentliche Schlüssel zum militärischen Zusammenhalt: nicht Patriotismus und noch nicht einmal die Treue zum Regiment, sondern ‚Kameradschaft‘ – Treue zu seinen Gefährten in der kleinsten Kampfseinheit.²¹ Oder wie es Erich Maria Remarque in seinem weltberühmten Roman *Im Westen nichts Neues* seinen Erzähler Paul Bäumer formulieren lässt: „Das Wichtigste aber war, daß in uns [bereits in der Ausbildungszeit; Anm. d. Verf.] ein festes praktisches Zusammengehörigkeitsgefühl erwachte, das sich im Felde dann zum Besten steigerte, was der Krieg hervorbrachte: zur Kameradschaft!“²² Das eigentlich Erstaunliche an der Geschichte der Armeen im Ersten Weltkrieg sei, wie Wencke Meteling unterstreicht, das enorme Durchhaltevermögen der Armeen gewesen, das sich sowohl auf den Zwang zur Disziplin und das hohe Risiko bei Fahnenflucht als auch auf Kohäsionsfaktoren – esprit de corps, primary group cohesion, Kameradschaft – zurückführen lässt: „Kameradschaft [war] der Inbegriff zwischenmenschlicher Kohäsion im Militär.“²³ Während sich vor dem Ersten Weltkrieg innerhalb der Kompanien die Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten persönlich näher kannten und sich mit ihren jeweiligen Einheiten oftmals stark identifizierten,²⁴ wurde dieser „Korpsgeist im Verlauf des Krieges“ durch personelle Fluktuation als Folge von Verletzungen, Tod, Versetzungen und Abkommandierungen sowie Änderung der Rekrutierungspraxis – weg von der tendenziell lokalen Rekrutierung – zunehmend ausgehöhlt.

2. Kameradschaft aus emotionssoziologischem Blickwinkel

Emotionen strukturieren Kriegserfahrungen, also „auf den Krieg bezogene Wahrnehmungen, Deutungen und Handlungen“.²⁵ Sie bestimmen das, was im Krieg erlebt wird, *mit* und werden wiederum durch das Erfahrene geprägt. Bereits während des Ersten Weltkriegs unterschied der Journalist und Soziologe Siegfried Kracauer in seinen Essays *Über die Freundschaft* im Sinne einer Idealtypologie zwischen Freundschaft, Bekanntschaft, Fachgenossenschaft und schließlich Kameradschaft,²⁶ wobei er den „Geist der Kameradschaft“ überall dort zu beobachten glaubte, wo Menschen

-
- 21 Niall Ferguson: *Krieg der Welt. Was ging schief im 20. Jahrhundert?* Aus dem Englischen von Klaus-Dieter Schmidt und Klaus Binder. Berlin: Propyläen 2006, S. 194.
- 22 Erich Maria Remarque: *Im Westen nichts Neues. Roman.* Mit Materialien und einem Nachwort von Tilman Westphalen. 19. Auflage. Köln: Kiepenheuer & Witsch 1996, S. 29.
- 23 Meteling, *Ehre, Einheit, Ordnung*, S. 275.
- 24 So meldeten sich, wie Meteling in ihrer Untersuchung über deutsche und französische Regimenter zeigt, 1914 viele Freiwillige zu ganz bestimmten Regimentern. Heinz von Lichem betont in seiner Regimentsgeschichte ebenfalls, dass der Ruf der Tiroler Landesschützen als Eliteregimenter zur Folge hatte, dass diese sich bereits Ende des 19. Jahrhunderts fast nur mehr aus Freiwilligen zusammensetzten. Vgl. Lichem, *Spielhahnstoß*, S. 13, 29 und 39.
- 25 Meteling, *Ehre, Einheit, Ordnung*, S. 11.
- 26 Während Fachgenossenschaft, Bekanntschaft und Kameradschaft nur Teilaspekte des Menschen berühren, erfassen Geschlechtsliebe und Freundschaft, so Kracauer, seine „ganze Seele“. Vgl. Siegfried Kracauer: *Über die Freundschaft. Essays.* 6. Auflage. Frankfurt am Main: Suhrkamp 1990. (= Bibliothek Suhrkamp. 302.) S. 26.

gemeinsam handeln. Dafür seien jedoch, so Kracauer, „nicht seelische Verwandtschaft und besondere innere Anziehungskraft“ verantwortlich, sondern ein von „außen herangebrachtes Ziel“. Die Stärke des Kameradschaftsgefühls hängt nach Kracauer von der „Sinnfälligkeit“ der gemeinsamen Tätigkeit sowie von dem Gefühl der „unbedingten Gleichheit vor dem Ziel“ ab.²⁷ Besonders wenn die Erreichung des Ziels die Überwindung drohender Gefahren bedeutet, entwickle sich ein starkes Kameradschaftsgefühl:²⁸

„Wer diesen Vereinigungen angehört, weiß von vornherein, daß er der Todesgefährte des andern ist. Der dunkle Hintergrund, vor dem sich das Handeln abspielt, wirkt tief auf das Gemüt und die Phantasie ein; Soldaten pflegen sich denn auch stets Kameraden zu nennen. Eine so geartete Verbindung, die das Einzelschicksal unlöslich an das allgemeine kettet, reißt den Menschen aus seinem eigenen engen Wirkungskreis. Unter dem Druck der Allgemeingefühle und -bewegungen stehend, sieht er sein bisheriges Leben von außen an, es ballt sich ihm in größeren Linien zusammen. Und manch einer, dem sonst nie die Zunge gelöst war, enthüllt wohl dem Kameraden die Ereignisse seines Daseins, ohne daß doch dieses seltene Vertrauen bezeichnend für das gegenseitige Verhältnis wäre. Es ist eine Erleichterung des Herzens, ein Selbstbesinnen, eine kurze Atempause.“²⁹

Betrachtet man „Kameradschaft“ in theoretischer Hinsicht und mit Hilfe historischer sowie soziologischer Studien und Analysen also näher, so liegt die Vermutung nahe, dass verschiedene Emotionen wie beispielsweise „Vertrauen“, „Liebe“, „Zuneigung“, „Bindungsgefühl“, gemeinsam geteilte „Angst“ oder „Stolz“ und „Scham“ bei der Genese und Wirkungsmächtigkeit von „Kameradschaft“ eine bedeutende Rolle spielen. Im Folgenden werden diese Emotionen kurz benannt und beschrieben.

„Vertrauen“ gilt als „universaler sozialer Tatbestand“, „als eine wesentliche Voraussetzung für die Herausbildung und Stabilität sozialer Systeme“,³⁰ „Vertrauen bildet offenkundig eine grundlegende Voraussetzung alltäglichen Handelns“.³¹ Vertrauen

27 Ebenda, S. 13 (Hervorhebung im Original). – Damit diese „Gleichheit vor dem Ziel“ eintritt, müsse, wie Kracauer unterstreicht, die Verbindung von einer gewissen Dauer sein.

28 Vgl. ebenda, S. 11–12.

29 Ebenda, S. 12–13.

30 Karl Heinz Hillmann: Wörterbuch der Soziologie. Begründet von Günter Hartfiel. 5., vollst. überarb. und erw. Aufl. Stuttgart: Kröner 1997, S. 940.

31 Martin Endreß: Vertrauen. Bielefeld: transcript Verlag 2002, S. 5. – Zunächst hatten im Hinblick auf die Vertrauenthematik theologische, philosophische und psychologische Zugangsweisen und Beiträge dominiert, spätestens ab den 1990er Jahren spielt eine multidisziplinäre Sichtweise in der Analyse von „Vertrauen“ in Ökonomie und Organisationstheorie, Pädagogik und Psychologie, Philosophie, Politikwissenschaften und Soziologie eine Rolle. Für die Sozialwissenschaften und insbesondere die Soziologie konstatiert Endreß seit Colemans Studie *Systems of Trust* aus dem Jahre 1982 eine „inflationäre Präsenz“, deren Bezugspunkt jedoch nicht die Klassiker – beispielsweise Simmel oder Schütz –, sondern Luhmanns *Trust and Power* (1979) und *Vertrauen* (1989) bilden. Im gegenwärtigen theoretischen Diskurs dominieren Sichtweisen, die funktionale Charakteristika von Vertrauen



als „elementare Voraussetzung sozialer Prozesse“ sei, wie Endreß in seinem Buch *Vertrauen* betont, ein „Kernphänomen für die Soziologie“.³² Bereits Georg Simmel, der sich von den sogenannten Klassikern der Soziologie mit „Vertrauen“ am intensivsten beschäftigte,³³ unterschied – wie Endreß unterstreicht – zwischen „Vertrauen“ in unmittelbaren sozialen Beziehungen auf der Mikroebene und Vertrauen in Form „verschlichten Vertrauens“ auf der Mesoebene sowie auf der Makroebene, auf der Ebene gesellschaftlicher Subsysteme. Simmel differenzierte weiter zwischen „Vertrauen“ als „allgemeinem Glauben“, als „Wissensform“ und als „Gefühl“. Erstgenanntes kann als „abgeschwächtes induktives Wissen“ interpretiert werden, zweitgenanntes als „mittlerer Zustand zwischen Wissen und Nichtwissen um den Menschen“ und letztgenanntes als „innere Vorbehaltlosigkeit einem Menschen gegenüber“.³⁴ Im Unterschied zu „Zutrauen“ (confidence) enthält nach Anthony Giddens „Vertrauen“ mehr beziehungsweise sei es stärker als jenes: Es sei ein relativ „durchhaltender Zustand“, der auf dem „Glauben an die Zuverlässigkeit, Verlässlichkeit und Vertrauenswürdigkeit einer Person“ beruhe und damit in einem bestimmten Sinne „blindes Vertrauen“ nach sich ziehe. Besonders in „Risikoumwelten“ sei Vertrauen wirksam.³⁵

Letztlich kann sich das „Vertrauen“ der k.u.k. Soldaten im Ersten Weltkrieg auf verschiedenen Ebenen beobachten lassen: erstens auf der Systemebene im Sinne von Vertrauen in das Habsburgerreich und/oder auf den Sieg der Mittelmächte, zweitens auf organisatorischer Ebene im Sinne von Vertrauen in die k.u.k. Armee, die k.u.k. Bürokratie und/oder eventuell in bestimmte Regimenter und schließlich drittens im Sinne von Vertrauen in andere, in die unmittelbaren Vorgesetzten oder in die Kameraden. Bei diesem geht es um Vertrauen innerhalb von kleinen Einheiten, um persönliches, nicht auf das System oder die Organisation bezogenes Vertrauen.³⁶

in unterschiedlichen sozialen Feldern betonen. Doch dürfen, wie Endreß kritisch anmerkt, „Funktionen des Vertrauens nicht mit dem Phänomen selbst“ gleichgesetzt werden. Ebenda, S. 6, 28 sowie 48.

32 Ebenda, S. 9.

33 Vgl. ebenda.

34 Ebenda, S. 13–15.

35 Ebenda, S. 42.

36 Piotr Sztompka unterscheidet in seinem in der *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* (1995), Sonderheft 35: Politische Institutionen im Wandel, S. 254–276 erschienenen Artikel *Vertrauen. Die fehlende Ressource in der postkommunistischen Gesellschaft* sieben verschiedene „primäre Bezugsobjekte“ des Vertrauens: eine bestimmte soziale Ordnung („allgemeines Vertrauen“), spezifische institutionelle Sphären („institutionelles Vertrauen“), Expertenwissen und -systeme („technologisches Vertrauen“), eine bestimmte Institution oder Organisation („Organisationsvertrauen“), Produkte („kommerzielles Vertrauen“), Vertreter bestimmter Berufsgruppen oder Professionen („Positions-Vertrauen“) und einzelne Personen („persönliches Vertrauen“). Vgl. auch Endreß, *Vertrauen*, S. 44.

Die emotionale Verbundenheit mit den Kameraden enthält aber nicht nur die Vertrauenskomponente, sondern darüber hinaus auch Liebes- und Bindungsgefühle. „Liebe“ wird in der Emotionsforschung häufig als ein „sehr breites, positives Erleben“ geschildert und unter anderem mit „innerer Wärme, Entspannung, Optimismus, sich mit sich selbst in Einklang fühlen, Glück, Stärke, Größe“ charakterisiert.³⁷ Kommt dieses tiefe „Bindungsgefühl“ hinzu, wird aus Kameradschaft schließlich Freundschaft zwischen den jeweiligen Interaktionspartnern.

Einen ebenso zentralen Stellenwert im Kriegsgeschehen nehmen Angst und Furcht ein, auch wenn diese vielfach nicht artikuliert werden. Angst entsteht nach Lazarus aus der kognitiven Einschätzung heraus, einer Bedrohung nicht mit ausreichenden Mitteln, einschließlich Flucht, begegnen zu können.³⁸ Die neuere Forschung differenziert zwischen situationsspezifischen Angstgefühlen („State“-Angst) und „Ängstlichkeit“ als Persönlichkeitsdisposition („Trait“-Angst). Angst kann sich auf „höhere Gefahren“ (Schmerz, Verletzung, Tod), auf soziale Beziehungen (hier beispielsweise einhergehend mit Scham/Schüchternheit), auf Leistungssituationen (zum Beispiel eine Prüfung) oder auf moralische Probleme (zusammen mit Schuldgefühlen) beziehen.³⁹ Im Hinblick auf Kameradschaft gilt es hier unter anderem nach den Interdependenzverhältnissen von gemeinsam geteilter Angst und kameradschaftlicher Zuneigung zu fragen sowie die Beziehung von Angst-, Stolz-, Scham- und Schuldgefühlen näher zu beleuchten.⁴⁰ Nach Kemper entscheidet ein unterschiedliches Maß an sozialer Distanz zwischen den Interaktionspartnern darüber, ob eine Situation Scham auslösend ist oder nicht; die höchste Wahrscheinlichkeit für Schamempfinden findet sich bei mittlerer emotionaler Distanz der Interaktionspartner.

37 Philipp Mayring: Klassifikation und Beschreibung einzelner Emotionen. In: Philipp Mayring, Dieter Ulich: *Psychologie der Emotionen*. Stuttgart; Berlin; Köln: Kohlhammer 1992, S. 131–181, hier S. 140.

38 Vgl. Richard S. Lazarus: *Emotion and Adaptation*. New York [u. a.]: Oxford University Press 1991.

39 Vgl. Mayring, *Klassifikation*, S. 152–154.

40 Die „normorientierten Emotionen“ Stolz und Scham erfährt das Kind erstmals im Zuge der „intrapersonalen Regulation“. Das Kind macht in „Stolz- und Schamepisoden“ die Erfahrung, dass es seine individuellen Bedürfnisse nur dann realisieren kann, wenn es die sozialen Einbindungen seiner Handlungen berücksichtigt, es lernt sich mit den „Augen der wertgeschätzten Anderen“ zu sehen und seine Verhaltensnormen darauf abzustimmen: „Dieses normgerechte Handeln erfolgt durch die Emotionen Stolz und Scham, durch die die Erfüllung bzw. Bedrohung des Ich-Ideals signalisiert wird. Sie erfolgt noch nicht qua Willensentscheidung aufgrund einer bewussten Einsicht über die Legitimität der Norm.“ Manfred Holodynski: *Die Entwicklung von Emotion und Ausdruck. Vom biologischen zum kulturellen Erbe*. In: *ZiF-Mitteilungen* (2004), Nr. 3, S. 11–24, hier S. 24. – Für Georg Simmel ist das Schamgefühl die Reaktion der subjektiven Befindlichkeit auf diese Bedingungskonstellation: „Schamgefühle entstehen dann, wenn Ego sich selbst eines Versagens des eigenen Taktgefühls bewußt wird.“ Jürgen Gerhards: *Soziologie der Emotionen. Fragestellungen, Systematik und Perspektiven*. Weinheim; München: Juventa 1988, S. 45.



Schuldgefühle sind schließlich „quälende Empfindungen, Unrecht getan zu haben, moralische, ethische oder religiöse Regeln verletzt zu haben“.⁴¹

„Kameradschaft“ aus der Sicht der Akteure, und zwar aus der Sicht der im Ersten Weltkrieg dienenden k.u.k. Soldaten zu beleuchten, bedeutet also zu fragen:

- Was verstehen Soldaten unter „Kameradschaft“ und welche Emotionen benennen sie bzw. bringen sie zum Ausdruck, wenn sie von „Kameradschaft“ sprechen?
- Welche Rolle spielen Gefühle wie Scham, Zuneigung, Sympathie, Vertrauen, Mitleid etc. für die k.u.k. Soldaten im Hinblick auf Kameradschaft im Ersten Weltkrieg?
- Wie gestaltet sich das Verhältnis von Kameradschaft und Freundschaft?

Im Folgenden soll diesen Problemstellungen in exemplarischer Absicht mit Hilfe des eindrucksvollen Romans *Doberdò* von Lovro Kuhar,⁴² bekannt geworden unter dem Pseudonym Prežihov Voranc (Köttlach / Kotlje bei Gutenstein / Guštanj, heute Ravne na Koroškem, Slowenien 1893 – Maribor 1950), nachgegangen werden. Die Vermutung liegt nahe, dass Kuhar mit seinem Roman unter anderem eine ‚authentische‘ Beschreibung des Kriegsalltags des einfachen Soldaten in einer multi-ethnischen Armee im Sinne einer ‚Gegenerinnerung‘ zu offiziellen oder semi-offiziellen Darstellungen vorlegen wollte: den Drill und die Repression, die nicht zuletzt physischen Entbehrungen, den Kampf ums Überleben im Karst – und das aus einer nationalslowenischen Perspektive. Die im Anschluss dargelegten Überlegungen verstehen sich in erster Linie als Beitrag einer literatursoziologischen Annäherung an das Phänomen „Kameradschaft in der k.u.k. Armee im Ersten Weltkrieg“, die es ermöglicht, die mit „Kameradschaft“ einhergehenden Emotionen und Stimmungen facettenreicher und differenzierter darzustellen, als das bisweilen andere Quellen, insbesondere offizieller oder semi-offizieller Art, tun. Helmut Kuzmics und Gerald Mozetič haben in ihrem Buch *Literatur als Soziologie* das Fruchtbarmachen von literarischen Quellen für soziologische Analysen treffend zusammengefasst: „Wir plädieren daher – nicht für eine Ersetzung von Soziologie durch Literatur, sehr wohl aber – für eine Soziologie, die in ihren Perspektiven, Kategorisierungen und Methoden so angelegt ist, daß sie eine bestimmte Art von Literaturanalyse als fruchtbare Bereicherung zu integrieren vermag.“⁴³ Dabei könne Literatur im Sinne von „Illus-

41 Mayring, *Psychologie*, S. 174.

42 Lovro Kuhar (Pseud. Prežihov Voranc): *Doberdò*. Slowenischer Antikriegsroman. (Doberdob. Vojni roman slovenskega naroda. Ljubljana 1940.) Aus dem Slowenischen von Karin Almasy (Teile 2 und 4) und Klaus Detlef Olaf (Teile 1 und 3). Klagenfurt/Celovec; Ljubljana/Laibach; Wien/Dunaj: Hermagoras/Mohorjeva založba 2008–2009.

43 Helmut Kuzmics, Gerald Mozetič: *Literatur als Soziologie*. Zum Verhältnis von literarischer und gesellschaftlicher Wirklichkeit. Konstanz: UVK 2003, S. 8.

tration“, von „Quelle“ und im Sinne einer „analytischen Beschreibung und Interpretation des Sozialen“ für die Soziologie fruchtbar gemacht werden.⁴⁴

3. Der Roman *Doberdò* von Lovro Kuhar

3.1. Zur Kontextualisierung

Im Gegensatz zu den „älteren Nationalstaaten“ wie England oder Frankreich oder den „verspäteten Nationen“ wie Deutschland oder Spanien war die Habsburger Monarchie kein durch ethnische und sprachliche Homogenität gekennzeichnete Nationalstaat, sondern ein aus verschiedenen Ethnien zusammengesetzter Vielvölkerstaat. Ethnische Vielfalt, unterschiedliche staatlich-verfassungsmäßige Traditionen, unterschiedliche Religionszugehörigkeiten und Sprachen charakterisierten die Habsburger Monarchie: „Sie war im verbalen und nonverbalen Sinne vielsprachig und auch durch eine Vielzahl sinngebender Symbolsysteme bestimmt (Architektur, Traditionen der Küche, der Musik und so weiter).“⁴⁵ Die Deutung des Weltkriegs als Prüfung, als Bestätigung für die Lebensfähigkeit eines Staates oder einer Nation besaß im Fall der Habsburger Monarchie besondere Brisanz. Im Hinblick auf das bereits infolge seiner sozialen und Nationalitätenkonflikte tot gesagte Österreich-Ungarn wurde von vielen Zeitgenossen der Erste Weltkrieg zunächst als eine Chance der Erneuerung und Verjüngung gedeutet. Hermann Bahr sprach von einem „österreichischen Wunder“ und jubelte: „Ganz Österreich eins, desselben Willens, derselben Bereitschaft, desselben Opfermuts, Deutsche, Slawen und Ungarn Brüder, kein Zwist mehr, Eintracht überall, Österreich ist wieder da! Ein Wunder scheint's. Wer hätte das gedacht?“⁴⁶

Das österreichische Heer war wiederum ein Spiegelbild der nationalen Verhältnisse im gesamten Reich: Von 1.000 Soldaten waren statistisch 267 Deutsche, 223 Magyaren, 135 Tschechen, 85 Polen, 81 Ruthenen, 67 Kroaten und Serben, 64 Rumänen, 38 Slowaken, 26 Slowenen und 14 Italiener.⁴⁷ Die Integration vieler verschie-

44 Vgl. ebenda, S. 26–35.

45 Johannes Feichtinger: Österreich und die späte Habsburgermonarchie zwischen verbalen, nonverbalen und idealen Sprachen. In: Sprache – Denken – Nation. Kultur- und Geistesgeschichte von Locke bis zur Moderne. Herausgegeben von Volker Munz und Katalin Neumer. Wien: Passagen 2005. (= Studien zur Moderne. 23.) S. 171–198. – Viele Standardwerke über die letzten Jahre der Habsburger Monarchie heben die ‚unaufhaltsame‘ Sehnsucht der verschiedenen Nationalitäten nach Unabhängigkeit hervor, ein Wunsch, der letztendlich nicht im Rahmen der Struktur des Habsburgerreiches in Erfüllung hätte gehen können. Vgl. Christiane Wolf: Representing Constitutional Monarchy in Britain, Germany, and Austria. In: The Limits of Loyalty. Imperial Symbolism, Popular Allegiances, and State Patriotism in the Late Habsburg Monarchy. Herausgegeben von Laurence Cole, Daniel L. Unowsky. New York [u. a.]: Berghahn 2007, S. 199–222, hier S. 220.

46 Hermann Bahr: Das österreichische Wunder. Einladung nach Salzburg. Stuttgart: Die Lese 1915, S. 5–6.

47 Vgl. Gunther E. Rothenberg: The Habsburg Army in the First World War: 1914–1918. In: The Habsburg Empire in World War I. Essays on the Intellectual, Military, Political and Economic Aspects of the Habsburg War Effort. Herausgegeben von Robert A. Kann,



dener Volksgruppen in ein gemeinsames Heer brachte einige Probleme mit sich. In den zahlreichen Memoiren österreichischer Soldaten werden immer wieder Sprachbarrieren zwischen den Soldaten erwähnt, die die Kommunikation erschwerten. Insgesamt sprachen nur etwa 25 Prozent der Soldaten Deutsch als Muttersprache. Die restlichen Soldaten bedienten sich einer der acht anderen Sprachen, die neben Deutsch in der habsburgischen Armee gesprochen wurden. Entlang der Isonzofront, wo die k.u.k. Truppen bis zu 40 Prozent aus slawischen Soldaten bestanden, gab es für Slowenen drei „sakrale Orte, an denen sie ihre nationale ‚Identität‘ verteidigt hatten: Krn, Monte Santo und Doberdò“.⁴⁸ Am Lago di Doberdò verbluteten neben Ungarn und Italienern Tausende junger Slowenen. Autoren wie Lovro Kuhar und Miroslav Krleža (Zagreb 1893 – Zagreb 1981) thematisierten in ihren Romanen die Perspektive des einfachen Soldaten. Nicht zuletzt ging es ihnen darum, den Schrecken und den Widersinn des Krieges deutlich zu machen.⁴⁹

Der unter dem Pseudonym Prežihov Voranc erschienene Roman *Doberdò* von Lovro Kuhar handelt von der Geschichte bewusster Nationalslowenen, die gegen ihren Willen am Krieg auf dem Doberdò-Plateau teilnehmen, an Desertion denken, zum Schluss im diabolisch gezeichneten Städtchen Judenburg einen Aufstand riskieren und noch vor der Loslösung der Slowenen aus der Habsburger Monarchie und der Gründung des SHS-Staates vom brutalen habsburgischen Repressionsapparat militärgerichtlich verurteilt und hingerichtet werden. Der 1893 geborene Prežihov Voranc stammte – wie auch die Hauptfigur seines Romans Amun Mohor – aus einer Bauernfamilie aus Podgora bei Kotlje im Miestal. Am Beginn des Ersten Weltkriegs wurde er – der als überzeugter Slowene als „politisch verdächtig“ galt – zum 4. Kärntner Kaiserschützenregiment eingezogen, später diente er im 7. Kärntner Infanterieregiment und schließlich im 27. Grazer Infanterieregiment. Mit Letztgenanntem wurde er an die italienische Front geschickt. Er wurde krank und verbrachte mehrere Monate in einem Krankenhaus in Wien. Im Februar 1916 kam er mit demselben Regiment nach Tirol, im Oktober desertierte er in der Nähe von Asiago.⁵⁰ Bereits während des Krieges begeisterte er sich für die kommunistische Weltanschauung, nach dem Krieg wurde er zunächst kommunistischer Politiker im

Bela K. Kiraly und Paula S. Fichtner. New York: Columbia University Press 1977, S. 73–86, hier S. 74–75.

48 Rolf Wörsdorfer: *Krisenherd Adria 1915–1955. Konstruktion und Artikulation des Nationalen im italienisch-jugoslawischen Grenzraum*. Paderborn: Schöningh 2004, S. 101–102.

49 Vgl. ebenda, S. 102.

50 Vgl. Drago Druškovič: *Prežihov Voranc. Pisatelj in politik*. Celovec [u. a.]: Drava 2005, S. 74–75; Petra Svoljšak: *Prva svetovna vojna v življenju in delu Prežihovega Voranca*. In: *Prežihov Voranc – Lovro Kuhar. Pisatelj, politik, patriot*. Herausgegeben von Aleš Gabrič. Ljubljana: Inštitut za Novejšo Zgodovino [u. a.]; Dunaj: Slovenski Znanstveni Inštitut 2010, S. 58–61. – Die Italiener, zu welchen Kuhar übergelaufen war, wollten ihn jedoch nicht als Freiwilligen auf das Schlachtfeld von Saloniki schicken; stattdessen wurde er interniert. Für diese bibliographischen Hinweise bin ich Borut Klabjan vom Institut für Geschichte der Universität Primorska, Koper, zu großem Dank verpflichtet.

Miestal und später – bis zu ihrem Verbot 1929 – zu einem hochrangigen Parteimitglied der kommunistischen Partei des SHS-Staates. Bereits in den 1920er Jahren begann Lovro Kuhar seinen Roman *Doberdò* zu schreiben, den er dann im Exil in den 1930er Jahren und während seines Gefängnisaufenthaltes nach einer Razzia in Wien vollendete.⁵¹ 1940 wurde der Roman in Ljubljana veröffentlicht.⁵²

Am Beginn des Romans wird der ‚Held‘ des Romans, der Infanterist Amun Mohor, vom Infanterieregiment Nr. 7⁵³ zum – vielleicht fiktiven⁵⁴ – Strafbataillon Nr. 100 transferiert. Er ist überrascht und betrübt, als ihn die Kameraden plötzlich ‚schneiden‘ und mit dem sich als ‚unzuverlässig‘ Entpuppten nichts mehr zu tun haben wollen. Die plötzliche Distanz und das Schweigen der Kameraden bedrücken Amun, insbesondere das ‚Aus-dem-Weg-Gehen‘ seines „Nachbarn“,⁵⁵ dem er sich freundschaftlich verbunden fühlt, tut ihm „sehr weh“⁵⁶. In diesen wenigen Passagen deutet sich eine emotionale Verbundenheit mit den Soldaten des Infanterieregiments Nr. 7, an, bis spät in die Nacht kann er nicht einschlafen, er horcht „auf seine aufgewühlten Gedanken und auf das Atmen der schlafenden Kameraden, von denen ihn ganz plötzlich ein riesiger Abgrund trennte ...“⁵⁷ Der nun als

-
- 51 Vgl. Karin Almasj: Subversion oder Assimilation? Die Anthologie *Slowenische Novellen* (1940) und ihre soziokulturelle Einbettung. Graz, Univ., Diplomarbeit 2009, S. 15–16 sowie Margarete Ederer: Abbilden und Nachbilden durch Sprache. Vergleichende Analyse der *Solzice* von Prežihov Voranc und ihrer deutschen Übersetzungen. Graz, Univ., Diplomarbeit 2006, S. 6–9.
- 52 Nach dem Verbot der kommunistischen Partei 1929 ging Lovro Kuhar ins Exil, in Abwesenheit wurde er zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Zwischen 1930 und 1939 lebte er vorrangig in Wien und Prag, seine Reisen für die Komintern führten ihn aber durch ganz Europa. Ab 1939 agierte er in der Umgebung von Laibach im Untergrund, ab 1941 arbeitete er aktiv als Politiker und Schriftsteller für die „Freiheitsfront“. Verhaftet von den „Weißgardisten“, den Domobranci, übergeben an die Italiener und nach der Kapitulation Italiens an die Gestapo, wurde Kuhar schließlich im KZ Sachsenhausen und später im KZ Mauthausen inhaftiert. Nach dem Krieg, den er als KZ-Häftling gesundheitlich schwer angeschlagen überlebte, engagierte der Literat sich weiter politisch. Er starb 1950. Vgl. Almasj, Subversion, sowie Ederer, Abbilden. – Zu Kuhars Erfahrungen in Begunje, das als Sammelgefängnis für Kärnten galt, im Gestapo-Kommando in Berlin, in Sachsenhausen und Mauthausen vgl. u. a. Prežihov Voranc (d. i. Lovro Kuhar): Unsere Begegnungen. In: Slowenen in Mauthausen. Herausgegeben von France Filipič. Wien: Bundesministerium für Inneres 2004, S. 352–361.
- 53 Dabei handelt es sich um das Kärntnerische Infanterieregiment „Graf von Khevenhüller“ Nr. 7.
- 54 Jedoch gibt es Belege dafür, dass 1915/16 sogenannte Musterungskommissionen ins Lager Thalerhof kamen und die männlichen Insassen inspizierten. Siehe dazu k. k. Ministerium für Landesverteidigung. PräS. Nr. 17392-VII. v. 1915 (Musterung der internierten politisch Bedenklichen). So wurde beispielsweise ein Internierter, so die Historikerin Nicole Goll, die gemeinsam mit Kollegen das „Interniertenlager Thalerhof“ untersuchte, für tauglich erklärt, zum Landsturm eingezogen und fand sich schließlich als Bewacher im selben Lager wieder.
- 55 Kuhar, *Doberdò*, S. 8–9.
- 56 Ebenda, S. 9.
- 57 Ebenda, S. 13.



politisch verdächtig Gebrandmarkte grübelt. Welchen Tatbestand wirft man ihm, dem Sohn eines slowenischen Kleinbauern, vor? Seine Unterstützung für die Slowenenpartei, die sich für die armen Pächter und Kleinbauern gegen die Interessen der deutschen Großgrundbesitzer, Dorfwirte und Kaufleute einsetzt? Seine unbedachte Äußerung zur Ermordung des österreichischen Thronfolgers? Die Schlägerei mit den „Deuschtümlern“?⁵⁸

3.2. Die Ausbildungszeit

Zu Beginn des Jahres 1915 wird Amun Teil des Strafbataillons Nr. 100, das sich aus sogenannten Zuverlässigen, den sogenannten politisch Verdächtigen unterschiedlicher nationaler Herkunft und demokratischer Gesinnung, sowie den „Deserteuren, Marodeuren und Kriminellen“ zusammensetzt.⁵⁹ In der Baracke herrscht Misstrauen, die „Zuverlässigen“ beargwöhnen die „Unzuverlässigen“, allen voran die „Thalerhofer“, die vielen „Zuverlässigen“ als „Russenfreunde“ und Spitzel galten.⁶⁰ Die Offiziere bringen weiten Teilen der Mannschaft ebenfalls großes Misstrauen und Verachtung entgegen. So würde beispielweise Korporal Zugast Amun und die anderen „Unzuverlässigen“ nicht erst nach dem Krieg, wie dies Feldwebel Rom vorschlägt, sondern sofort an die Wand stellen, denn „mit einem solchen Bataillon“ möchte er „nicht gern Krieg führen“⁶¹.

Die Zusammensetzung des Strafbataillons spiegelt teilweise die ethnische Zusammensetzung der k.u.k. Armee wider. Die einzelnen Charaktere unterscheiden sich jedoch nicht nur im Hinblick auf ihre ethnische, sondern auch soziale Herkunft und hinsichtlich ihrer politischen Gesinnung.⁶² Die folgende Tabelle beschreibt kurz die zentralen Protagonisten des Romans.

58 Vgl. ebenda, S. 8–12.

59 Kuhar hält fest, dass dieses Strafbataillon eines der ersten in der österreich-ungarischen Armee gewesen sei. Dort seien „zahllose Unglückliche verschiedener Säuberungsaktionen in Garnisonsgerichten, Strafanstalten, Irrenhäusern zusammengefasst“ worden. Doch nirgends seien diese Einheiten, so Kuhar, erwähnt: „Es gab sie und es gibt sie nicht mehr, obwohl sie für Hunderttausende der Totengräber waren“. Ebenda, S. 21–22.

60 Die Geschichte des sogenannten „Interniertenlagers Thalerhof“ im Ersten Weltkrieg ist aus dem kollektiven Gedächtnis der Steirer und Steirerinnen weitgehend verschwunden, während sie bei den Angehörigen der vorwiegend aus der heutigen Ukraine stammenden und teilweise im Lager zu Tode gekommenen Inhaftierten nach wie vor präsent und mit starken Emotionen behaftet ist. Anfang 2008 installierte schließlich das Bundesministerium für Landesverteidigung ein Forschungsprojekt unter der Leitung des Historikers Dieter A. Binder, das sich dem Thema „Interniertenlager Thalerhof“ widmete. Die Ergebnisse der Forschungen liegen nun vor: Georg Hoffmann, Nicole-Melanie Goll und Philipp Lesiak: Thalerhof 1914–1936. Die Geschichte eines vergessenen Lagers und seiner Opfer. Herne: Schäfer 2010. (= Mitteleuropäische Studien. 4.)

61 Kuhar, Doberdò, S. 14.

62 Vgl. ebenda, S. 13–44.

- Amun Mohor ist der Sohn eines slowenischen Kleinbauern, der zuvor 20 Jahre lang Pächter gewesen ist, bevor er sich kurz vor dem Ersten Weltkrieg ein kleines Stück Land inklusive Hütte gekauft hat. Nach beendeter Volksschule lebt Amun Mohor halb als Tagelöhner und halb als Bauernsohn. In politischer Hinsicht sind Vater und Sohn Anhänger der mit der herrschenden Deutschenpartei im ‚Kampf‘ liegenden Slowenenpartei. Motive dieses ‚Kampfes‘ scheinen für Mohor mehr im Sozialen als im Ethnischen zu liegen. Seine Kritik richtet sich vorrangig gegen die herrschenden deutschen Eliten und gegen die Ausbeutung der armen ländlichen slowenischen Bevölkerung.
- Holcman wird vom steirischen Infanterieregiment Nr. 27 als Rekrut überstellt. Zu Beginn des Romans kritisiert Holcman u. a. die „Unzuverlässigen“, die in den Schreibstuben saßen, in den Lazaretten lägen oder in Etappe und Magazinen arbeiteten, während die „Zuverlässigen“ an der Front ihren Mann stehen müssten und diesen Einsatz oft mit dem Leben bezahlten.
- Barfuss ist ein vom steirischen Infanterieregiment Nr. 27 überstellter Reservist. Seine Militärzeit hat er in der Friedenszeit absolviert, vor 1915 ist er in Galizien im Einsatz gewesen. Ein Dorn im Auge sind ihm vor allem Soldaten anderer Ethnien, die er als „Verräter“ tituliert und von welchen er sich im Stich gelassen fühlt.
- Almer ist ebenfalls Steirer, ein „dürrer Infanterist mit breitem, heiterem Gesicht“ (ebenda, S. 17). Er ist bereits in Galizien im Einsatz gewesen, wo er Augenzeuge beim Erhängen vermeintlicher Spione geworden ist und am Vollzug sogenannter exemplarischer Strafen an Zivilpersonen teilgenommen hat. Dies rechtfertigt Almer damit, dass „Krieg [...] nun mal Krieg“ (ebenda, S. 19) sei. Gleichzeitig scheint er sich vor den „Kameraden“ jedoch dafür zu schämen.
- Rainer stammt vom steirischen Landwehrregiment Nr. 5 und ist bekennender Sozialdemokrat, der den *Arbeiterwillen* in seinem Koffer verstaut hat. Der Mord an einer ukrainischen Frau und deren Kind ruft bei Rainer Ekel hervor. Im Frühjahr 1916 wird Rainer Kommandant des 1. Schwarms.
- Segal meldet sich als knapp Fünfzigjähriger freiwillig. Segal, ein ungewöhnlich dicker Soldat mit schwarzem Haar und orientalischen Zügen, ist Jude, im zivilen Leben Kommerzienrat, Gesellschafter eines großen Unternehmens sowie ein großer Patriot innerhalb der österreichisch-ungarischen Armee.
- Štefanič ist Slowene aus Weißkrain, stammt aus ärmlichen Verhältnissen. Er verfügt über Erfahrung beim Bataillon, gilt als „Zuverlässiger“, spricht jedoch kein Deutsch. Amun übersetzt für ihn.
- Grum stammt aus Laibach, ist ein „entschlossener“, „angenehmer Kamerad“ (ebenda, S. 24) aus ärmlichsten Verhältnissen.



- Demark bezeichnet sich selbst als kroatischen Istrianer (vgl. ebenda). Nach dem Krieg soll er sich mit seinen zwei jüngeren Brüdern ein kleines istriantisches Anwesen teilen.
- Matejčuk kommt aus der Ukraine. Nachdem die Kosaken sein Haus geplündert und seine zwanzigjährige Tochter Sonja verschleppt haben, wird der aus Tarnopol stammende Matejčuk gemeinsam mit seiner kränkelnden Frau und anderen Bewohnern der Stadt von Ungarn als Geisel in die Etappe getrieben. Nachdem die Bewachung der Geiseln geflüchtet ist, werden diese alsbald von einem Tiroler Regiment aufgegriffen und als russische Spione zum Tode verurteilt. Seine Frau trifft der Schlag, und sie stirbt. Das Todesurteil wird nicht vollstreckt und Matejčuk wird schließlich nach Thalerhof gebracht, wo er brutal zusammengeschlagen wird und im Zuge der Misshandlungen alle Zähne verliert.
- Kašul Der zweite Ukrainer, Kašul, leidet unter Epilepsie, nachdem er in Thalerhof drei Tage mit seinem Zellenmitbewohner, der ihn vergewaltigen wollte, gekämpft hat, während die betrunkenen Wachen vom Landwehrregiment Nr. 5 seine Schreie nur mit Belustigung quittieren.
- Held gehört ebenfalls zu den Thalerhofern, er ist „fanatischer Deutschnationaler“ (ebenda, S. 25) aus der Nähe von Lemberg. Als er vor seinem Haus einen österreichischen Zug Soldaten mit den Worten „Heil Österreich! Nieder mit Russland!“ begrüßt, wird er von dem Kommandanten der Einheit als „gefährlicher Spion“ nach Thalerhof geschickt (ebenda, S. 26).
- Dorn gilt als „politisch Verdächtiger“, stammt aus Oberösterreich und hat am Tage der Mobilmachung betrunken auf dem Bahnhof von Wels „Es lebe Serbien, nieder mit Österreich“ geschrien (ebenda), um als Serbophiler oder Russophiler nicht an der Front, sondern im Hinterland eingesetzt zu werden. Daraufhin wird er bis zur Bewusstlosigkeit verprügelt und, nachdem er seinen Rausch ausgeschlafen hat, zum Strafbataillon 100 versetzt.
- Popovič ist Leutnant der Reserve, ein Bosnier, der an Tuberkulose leidet. Nach dem Attentat in Sarajewo ist die „Meute“ in das Haus seines Vaters eingedrungen. Sein Vater und er werden arretiert und im Gefängnis besinnungslos geprügelt. Popovič verbringt vier Monate in Arad* in Festungshaft. Dann wird ihm sein militärischer Rang aberkannt und er wird zum Bataillon geschickt. Popovic geht jeder Kameradschaft aus dem Weg, ist ein Einzelgänger.

* Die Festung Arad wurde im 18. Jahrhundert als Teil der Militärgrenze zum Osmanischen Reich gebaut und danach als Militärstützpunkt und als Militärgefängnis genutzt. Während des Ersten Weltkriegs wurden dort Tausende serbische Soldaten und Zivilisten aus Bosnien-Herzegowina inhaftiert, Tausende der Inhaftierten starben an den Folgen von Typhus und schlechter Behandlung. Sie wurden in mehreren Massengräbern auf dem Friedhof Pomenirea beerdigt.

Janoda	ist Tscheche und ausgedienter Reservist. Drei Wochen nach seiner Hochzeit wird er nach Galizien abkommandiert und bei Nowe Miasto von einer Granate verschüttet. Nach zwei Wochen im Lazarett wird er nach Hause geschickt, wo er von Gendarmen der Desertion bezichtigt wird.
Kalivoda	ist Eisendreher aus Wien und beruflich und politisch bei den Sozialdemokraten organisiert. Er wird nach dem Attentat verdächtigt, ein serbischer Spion zu sein und mehrere Tage inhaftiert und verhört.
Pekol	kommt aus den Windischen Büheln und sitzt mehrere Jahre wegen Totschlags in der Strafanstalt Karlau.
Zugsführer Erdkönig	wird von den Soldaten sehr geschätzt, ihm wird großes Vertrauen entgegen gebracht.
Reserveleutnant Hergott	stammt aus dem Sudetenland und war vor dem Krieg Gymnasial-supplent im schlesischen Oppau. Er spricht ausschließlich Deutsch, die Soldaten behaupten jedoch, dass er Polnisch und Tschechisch ebenso fließend spräche. Tschechen und Juden ist er äußerst feindlich gesinnt, zwei hässliche Narben in seinem Gesicht zeugen von seinem Prager Studentenleben. Er ist Anhänger der Ideen von Georg Ritter von Schönerer. Bei der Mannschaft ist er von den meisten gefürchtet und gehasst, häufig sitzt er allein über seinen Büchern und Zeitschriften. Vom Bataillonskommando wird er vor allem als Ausbildner, der der Mannschaft Moral, Disziplin und unbedingten Gehorsam beibringen soll, sehr geschätzt. Hergott stirbt schließlich durch das Feuer der eigenen Artillerie, er wird ein „Opfer der eigenen Waffen“ (ebenda, S. 190).

Innerhalb des gesamten 1. Zugs der 1. Kompanie gibt es zunächst keine Gruppensolidarität, der Zug ist in einzelne Subgruppen unterteilt: Die beiden Bereiche der Stockbetten trennen die „Zuverlässigen“, die oben schlafen, von den „Unzuverlässigen“, die die unteren Betten belegen müssen: „Die beiden Stockbetten waren zwei Welten, die jede ihr eigenes Leben lebten; sie hassten sich und trachteten einander nach dem Leben.“⁶³ Unter den „Unzuverlässigen“ bilden die „Thalerhofer“, welche im Internierungslager Thalerhof bei Graz rekrutiert worden sind, die Mehrheit.⁶⁴ Den größten Teil bilden hier die Ukrainer mit ihren „Anführern“ Matejčuk und

63 Kuhar, Doberdò, S. 23.

64 Im Interniertenlager Thalerhof starben von 1914 bis 1917 zwischen 1767 und 1769 Personen exklusive der Angehörigen der Lagerbewachung, wobei der Großteil epidemischen Krankheiten – Flecktyphus, Cholera, Rotlauf oder Ruhr – zum Opfer fiel, und das vor allem im Zeitraum zwischen Kriegsbeginn und Mitte 1915. Von 1916 bis zum Kriegsende wurden die militärischen Todesopfer – das sind Angehörige der k.u.k. Armee sowie italienische und russische Kriegsgefangene – getrennt aufgelistet. Es wurden 324 verstorbene Soldaten verzeichnet. Tod durch Gewalteinwirkung lässt sich für einzelne Fälle belegen, scheint aber – entgegen tradierter Annahmen – nicht die Regel gewesen zu sein. Vgl. Hoffmann, Goll, Lesiak, Thalerhof 1914–1936, S. 175–183.



Kašul, die einen „fast religiösen Respekt der Kameraden“ genießen,⁶⁵ und Juden; aber auch Polen, Rumänen, Slowaken und Deutsche unterschiedlicher Altersklassen und Berufe wie der fanatische Deutschnationale Held oder der Oberösterreichischer Dorn zählen dazu. Verkehrssprache ist Deutsch, auch wenn viele der Rekrutierten nicht Deutsch sprechen.⁶⁶

Die einzelnen Soldaten verwenden zwar, wenn sie von den anderen Soldaten des 1. Zugs der 1. Kompanie sprechen, den Begriff „Kamerad“ wohl im Sinne einer Funktionsbezeichnung, ihre Gefühle diesen „Kameraden“ gegenüber sind aber ambivalent und haben mit jenen, die man gewöhnlich mit „Kameradschaft“ als Tugend verbindet, wenig zu tun. So schämen sich beispielsweise die obersteirischen, vom Infanterieregiment Nr. 27⁶⁷ überstellten Infanteristen, der Rekrut Holcman und der Reservist Barfuss, zum Bataillon Nr. 100 zu gehören, obgleich sie sich als diejenigen wahrnehmen, die in der schwierigen Situation, „den Feind vor sich [...], unter sich und hinter sich“⁶⁸ zu haben, die Disziplin aufrechterhalten und an der Front ihren Mann stehen: „Lauter Welsche, Tschechen, Kroaten, Ukrainer, Zigeuner [...]. Am Ende schämt man sich richtiggehend nach Hause zu schreiben! Wo dienst du? Beim Bataillon Nr. 100! Ja, warum nicht gleich beim Bataillon 1000 oder 5000?“ hält Barfuss „ergrimmt und weinerlich zugleich“⁶⁹ fest. Der Feind ist hier nicht nur derjenige, gegen den man an der Front kämpft und gegen den man eventuell auch fällt, sondern auch innerhalb der eigenen Truppen werden Kameraden anderer Ethnien kollektiv als Feinde etikettiert, wenn sie zum Feind überlaufen:

„Ich habe das schon einmal auf der eigenen Haut gespürt. Unser Regiment lag in Galizien neben einer tschechischen Brigade. Plötzlich schlugen die Russen los, die Tschechen natürlich die Hände hoch. Wir konnten sie sehen, wie sie zum Feind überliefen. Kurzum – im Nu hatten wir den Feind im Rücken. Was war das Resultat? Mehrere hundert Tote und Verwundete, mehrere hundert Gefangene und Rückzug. Und alles das wegen dieser verfluchten Verräter!“⁷⁰

65 Bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkriegs existierten Listen mit sogenannten ‚politisch-unzuverlässigen‘ Personen, im Falle der Ruthenen wurden diese weitgehend der ‚Russophilie‘ bezichtigt. In den ersten Kriegstagen kam es bereits zu Massenverhaftungen, Hinrichtungen ohne Urteil oder Verhandlung, Misshandlungen und Deportationen. Die Mehrheit der ohne Gerichtsverhandlung Verschleppten wurde nach Gmünd, Theresienstadt oder Thalerhof bei Graz deportiert. Aufgrund seiner günstigen geostrategischen Lage und guten Anbindung an das Eisenbahnnetz wurde bei Kriegsbeginn die Errichtung eines Lagers für Zivilinternierte ‚spontan‘ beschlossen. Vgl. ebenda, S. 17–30.

66 Vgl. Kuhar, Doberdò, S. 21–26.

67 Zur Geschichte des Infanterie-Regiments Nr. 27 im Ersten Weltkrieg vgl. Fröhlich, Geschichte des steirischen k.u.k. Infanterie-Regimentes Nr. 27.

68 Kuhar, Doberdò, S. 16.

69 Ebenda.

70 Ebenda.

Verachtung und Ekel verspüren der Slowene Alojz Štefanič, der vom Landwehrregiment Nr. 5 versetzte Steirer Rainer und andere bei Almers Erzählung über das Erhängen eines alten Mannes und einer jungen Frau als vermeintliche Spione in Galizien. Besonders verachten sie das Erschießen des Babys der Frau durch den Hauptmann:⁷¹ „Pfui, Teufel, diese Schweine!“ fluchte Štefanič und spuckte aus.⁷² Während der vorrangig Galizier abwertende Almer diese ‚exemplarische Strafe‘ für das Erschießen eines Kameraden als Notwendigkeit begreift, sich aber zugleich vor den Kameraden zu schämen scheint, plädiert der Jude Segal, ein „äußerst fanatischer Austriake, ein Großgermane, ein Verfechter aller möglichen germanischen imperialistischen Brückenköpfe im Süden, im Osten und Westen [...] und ein unerbittlicher Gegner der nationalen Minderheiten Österreichs“, für die bedingungslose „Ausrottung des Feindes“, ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht oder religiöse Gesinnung.⁷³ Ebenso ekeln sich die meisten Kameraden vor den Weibergeschichten, mit welchen Held ständig prahlt, und vor dessen pornographischen Materialien – seine Zoten, seine anzüglichen Witze treiben schließlich den Reservisten Erbman in den Selbstmord.⁷⁴

Auch die „Unzuverlässigen“ und „Zuverlässigen“ stellen keine sozialen Gruppen dar, die sich durch Solidarität und das Gefühl der Freundschaft auszeichnen, auch wenn in den zwei Mal pro Woche stattfindenden Nachmittagseinheiten zur „Politischen Erziehung“ der „soldatische Geist“ als der „Geist des Siegeswillens und der Kameradschaft“ definiert wird.⁷⁵ Solidarität lässt sich am ehesten dort festmachen, wo Leutnant Hergott exemplarische Strafen wie das Anbinden verordnet und sich sowohl Zugführer Erdkönig, der versucht, die zu Bestrafenden möglichst locker zu binden, als auch die Mehrheit des Zugs – mit Ausnahme von Almer, Held und den „wenigen Sadisten“ – Mitleid verspüren.⁷⁶ Als der Rabbiner Hurk, ein „alter erfahrener Mann“ von stoischem Gemüt, auf Befehl von Hergott exemplarisch angebunden werden soll, bitten drei orthodoxe Juden aus Galizien, anstelle von Hurk angebunden zu werden – ein Ausdruck von tiefem Mitgefühl, kameradschaftlicher Gesinnung und Respekt dem älteren Rabbiner gegenüber.⁷⁷

Schließlich plädieren einzelne ethnische Gruppen für mehr Solidarität: „Wir müssten eigentlich mehr zusammenhalten – als Slowenen. Seht euch die anderen an! Die

71 Vgl. ebenda, S. 17–19. – Vgl. zum Krieg gegen die Zivilbevölkerung unter anderen Anton Holzer: *Das Lächeln der Henker. Der unbekannteste Krieg gegen die Zivilbevölkerung 1914–1918. Mit zahlreichen bisher unveröffentlichten Photographien.* Darmstadt: Primus 2008.

72 Kuhar, Doberdò, S. 19.

73 Ebenda, S. 20.

74 Vgl. ebenda, S. 70–73.

75 Ebenda, S. 33–34.

76 Vgl. ebenda, S. 40–42.

77 Hurk ist Rabbiner, zeichnet sich durch „seinen orientalischen Gleichmut“ und dadurch aus, dass er alle Fragen mit einer Gegenfrage beantwortet. Ebenda, S. 38–39.



Tschechen, die Ungarn – die Thalerhofer ...“⁷⁸ fordert Štefanič seine slowenischen Kameraden auf. Gemeinschaftsgefühle und Solidarität entlang ethnischer Zugehörigkeiten werden hier eingefordert.

Auch Angst und Scham spielen innerhalb der Mannschaft eine große Rolle: Die Soldaten haben Angst, vor ihren „Kameraden“ bloßgestellt zu werden. Als Feldwebel Rom⁷⁹ und Korporal Zugast⁸⁰ bei einer Inspektion bei Amun auf einen ihm von seiner Mutter mitgegebenen Rosenkranz stoßen, wird Amun zum Gespött der Mannschaft und bei ihm „stieg Wut auf, gleichzeitig fühlte er sich auf unbeschreibliche, unangenehme Weise vor den Kameraden bloßgestellt.“⁸¹

Allmählich bildet sich unter den Slowenen und den anderen Gruppen das aus, was man unter Kameradschaft als stabile, auf Vertrauen basierende, persönliche Beziehungen in kleineren militärischen Einheiten definiert.⁸² Sie entwickelt sich, auch wenn sich die einzelnen Akteure im Hinblick auf den gewünschten Ausgang des Krieges nicht einig sind – so findet man beispielsweise mit Dervodel aus der Unterkrain einen österreichischen Patrioten *par excellence*, mit Amun einen Soldaten zunächst mit einer sehr ambivalenten Haltung oder mit Grum einen, der, sollte er an die russische Front geschickt werden, überlaufen möchte: „Es war ein verstecktes Misstrauen zu bemerken, das zwischen ihnen herrschte. Trotzdem blieben sie zusammen, als würde sie eine unbekannte, aber starke Kraft aneinanderbinden.“⁸³ Als ein Ausdruck dieser Verbundenheit lässt sich Pekols Angebot deuten, die von seiner Mutter unter schwersten Entbehrungen vom Mund abgesparte und geweihte Osterjause – Schinken, einen Brotzopf, eine Pogatschen, Wein und Schnaps – mit seinen slowenischen „Kameraden“ zu teilen. Aus Kameradschaft entsteht teilweise Freundschaft.⁸⁴

Allmählich lassen sich auch innerhalb des gesamten Zugs erste Anzeichen von Gemeinschaftsgefühlen festmachen. Beim Marschieren im Frühling ereignet sich Folgendes: Nachdem die Slowenen ein Volkslied angestimmt haben, beauftragt Zugsführer Erdkönig Korporal Smuk mit der Organisation eines Chors: „Die Slowenen!

78 Ebenda, S. 50.

79 Rom spricht dem Alkohol stark zu, zeigt eine besondere Vorliebe für die militärische Erziehung (vgl. insbesondere ebenda, S. 57). Besonders Grum gegenüber erweist er sich als äußerst brutal.

80 Korporal Zugast wird als glatt und schmierig beschrieben. Er möchte alle „Unzuverlässigen“ sofort an die Wand stellen.

81 Kuhar, Doberdò, S. 58.

82 Vgl. Sorg, Kameradschaft, S. 58.

83 Kuhar, Doberdò, S. 58. – Durch das Zuführen neuer Mannschaften, die viele Slowenen enthalten, verstärkt sich die Macht der Slowenen gegenüber den sogenannten „Zuverlässigen“. Die Machtverhältnisse haben sich verschoben.

84 Vgl. ebenda, S. 63–67.

Dann singen wir eben slowenische Lieder, wenn es anders nicht geht.⁸⁵ Auch wenn sich – trotz massiven Drucks des Kommandos – im Alltagsleben des Bataillons noch keine gefestigte Gemeinschaft einstellen will,⁸⁶ bei ‚Gefahr von außen‘ zeigt sich Intragruppensolidarität: Als die beiden „Zuverlässigen“ in der Stadt mit den Soldaten des 27. Infanterieregiments im Gasthaus sitzen und trinken und diese ihre „Kameraden“ Amun, Janoda und Demark als „Thalerhofer“ zu provozieren beginnen, zeigt sich Solidarität. Es entsteht eine wilde Prügelei; Holcman und Barfuss unterstützen ihre Kollegen.⁸⁷ Darüber hinaus sorgen für „die wachsende Solidarität innerhalb des Bataillons [...] weiterhin die verschiedenen Roms und Hergotts“,⁸⁸ also der Feind in Form der Schinder und Schleifer; und ganz allmählich kommt „über das Bataillon [...] der Geist der Kameradschaft“.⁸⁹

3.3. An der Front

Schließlich wird das Bataillon an die italienische Front abkommandiert. Zunächst werden die Kameraden unter Marschmusik vereidigt und es wird das „Herz der Mannschaft [...] von einer seltsam kühnen Stimmung“⁹⁰ erfasst. Durch bewohnte Gassen und Straßen gelangt es, angeführt von Major Kuretič und begleitet von Marschmusik, zum Bahnhof, und „in den Adern der Soldaten begann das Blut aufzuwallen, neue Gefühle kamen auf, eine Mischung aus Trunkenheit und Stolz, die den Schritt erleichterte.“⁹¹ Fahnen wehen aus den abfahrenden Waggons, eine slowenische, tschechische und ukrainische.⁹²

85 Ebenda, S. 62.

86 Alle Predigten über Kameradschaft und militärischen Geist können dabei nicht jene Wirkung erzielen wie die ruhige Mahnung des Zugführers Erdkönig, dass sie doch alle Soldaten des Kaisers seien. Vgl. ebenda, S. 73. – Hier wird die integrative Kraft Kaiser Franz Josephs angesprochen. Neuere Arbeiten zeigen, dass die Identifikation mit dem Staat und besonders mit dem Kaiser nicht nur in den traditionellen supranationalen Institutionen wie dem Schulwesen, der Armee, der Kirche und der Bürokratie, sondern auch in der Bevölkerung weite Verbreitung gefunden hat. Franz Joseph gilt ihnen als liebender Vater, der seine Untertanen beschützt. In diesem Kontext ist es wichtig, die Illusion der Unparteilichkeit des Kaisers zu erzeugen und ihn somit als einen Bezugspunkt für eine emotionale Beziehung zum Staat zu etablieren. Ein wichtiger Aspekt des väterlichen Bildes ist dabei das ausgesprochen religiöse Element in den letzten Jahren seiner Regentschaft. Vgl. Wolf, *Representing Constitutional Monarchy*, S. 210–211.

87 Vgl. Kuhar, Doberdò, S. 73.

88 Ebenda, S. 76.

89 Ebenda, S. 77.

90 Ebenda, S. 101.

91 Ebenda.

92 Vgl. ebenda, S. 113.



Die italienische Novemberoffensive beginnt.⁹³ Das Bataillon ist auf dem Weg an die Front, das Trommelfeuer ist bereits in 10-minütigem Abstand zu hören, die Soldaten marschieren der „brennenden Wand“⁹⁴ im Osten entgegen. Die Hochebene muss durchquert werden und die Soldaten bleiben, getrieben von der „Angst vor einem einsamen Tod“⁹⁵ eng beieinander; immer wieder vergewissern sie sich der Nähe ihrer Kameraden: „Wohin sollte man sich hier allein auch begeben? Obwohl alle wussten, dass der Weg, an dem sie geführt wurden, der Weg in den Tod war, hatte doch jeder Angst vor dem einsamen Tod in diesem von Gewehrfeuer durchlöcher-ten, steinigen Gefilde.“⁹⁶ Die Anspannung ist enorm: „Die Ohren, jedoch nicht nur die Ohren, jede Ader horchte auf das scharfe Pfeifen tief über ihren Köpfen.“⁹⁷ Und doch gibt es Hoffnung, dass im Graben alles besser werde. Die „Herzen“ „glauben“ daran, auch wenn es der Verstand besser weiß.⁹⁸ Im Graben schließlich ist Amun plötzlich allein und „eine eigenartige Beklemmung“, die durch das Knattern der Gewehre rechts und links beendet wird, erfasst ihn. Sie geben Amun die Sicherheit, dass seine Kameraden in der Nähe sind. Ob der Feind im Morgennebel angreifen wird oder nicht, interessiert die Soldaten in diesem Augenblick kaum. Wichtig ist vielmehr, wo die anderen Kameraden des Trupps liegen.⁹⁹ Als der feindliche Teilangriff mit der Morgendämmerung beendet wird und die Sperrfeuer verstummen, schnürt Amun die „plötzliche Stille [...] das Herz noch stärker ab“.¹⁰⁰ Er sucht nach seinen Kameraden und ist „richtig erfreut“, als er Palir trifft, einen lebenden Men-

93 Im Zug der Dritten Isonzoschlacht (17. Oktober bis 3. November 1915) wurde wiederum im Gebiet zwischen dem Massiv des Krn bis zur adriatischen Küste gekämpft. Die k.u.k. Truppen beherrschten nach wie vor die Höhen des Doberdò, der Podgora und der Sabotin, die Rücken des Tolmeiner Brückenkopfes, der Mrzli Vrh und des Krn. Auf dem Plateau des Doberdò war die Linie der Österreicher zwischen dem Monte San Michele und dem Monte dei sei Busi zum Zweck der Frontbegradigung etwas zurückgenommen worden. – Vgl. zur Dritten Isonzoschlacht unter anderem Wilfried Thanner: *Analyse des Stellungskrieges am Isonzo von 1915–1917. Darstellung der Eskalation des Waffeneinsatzes an der Isonzofront am Beispiel einer Division*. Wien, Univ., Diss. 2009, S. 49–85. Die Vierte Isonzoschlacht lässt sich wiederum in vier Abschnitte unterteilen: Angriffe im gesamten (oben angegebenen) Frontbereich (9.–13. November), Kämpfe auf der nördlichen Hochfläche von Doberdò (14.–15. November), Durchbruchversuch bei Oslavija (18.–22. November) und Durchbruchversuche im gesamten Frontabschnitt (24. November–14. Dezember). In einem gewaltigen Ansturm versuchten die Italiener erneut, das Doberdò-Plateau sowie Görz zu erobern, wobei Görz durch italienisches Geschützfeuer fast völlig zerstört wurde. Als der Winter einbrach, stellte General Cadorna die Angriffe ein. Vgl. Fröhlich, *Geschichte des steirischen k.u.k. Infanterie-Regimentes Nr. 27*.

94 Kuhar, *Doberdò*, S. 109.

95 Ebenda, S. 113.

96 Ebenda.

97 Ebenda.

98 Ebenda, S. 114.

99 Vgl. ebenda, S. 115–116.

100 Ebenda, S. 117.

schen in der unheimlichen Stille.¹⁰¹ Schließlich findet der Trupp Zuflucht in einer Kaverne und wartet.

In einem massiven italienischen Granatbeschuss wird der deutschnationale Soldat Held verwundet und bleibt liegen. Die Soldaten beschließen, den verschütteten Kameraden Held auszugraben: „Palir machte sich sofort an die Arbeit. Auf dem Bauch liegend begann er, mit der Schaufel einen Graben in die Wand zu schaufeln. Doch das war teuflische Arbeit. Der kleinste Lärm konnte eine Katastrophe auslösen. Deshalb arbeitete er zumeist mit den Händen.“¹⁰² Abwechselnd graben die Soldaten des 1. Schwarms einen Verbindungsgang zu Held frei. Die Kameraden sorgen sich um Held, den eigentlich kaum jemand gemocht hat. Trotzdem fühlen sie hier – in der Frontgemeinschaft, angesichts eines nahen Todes – starkes Mitleid mit ihm.¹⁰³

„Held war genau genommen ein Schwein, in jeder Hinsicht ein Schwein und ein Wüstling. [...] Er war ein Slawenhasser wie sonst keiner im Bataillon. Und nun rettete er ihn auch noch. Als hätte er sich bei einer unanständigen Tat ertappt, schüttelte er den Kopf und versuchte mit zweifacher Kraft die unangenehmen, hässlichen Gedanken zu vertreiben ... Held war verwundet und verschüttet, er war ein Kamerad, er war ein Mensch“,¹⁰⁴

sinniert Amun. Als die italienische Artillerie wiederum beginnt, den Graben mit massivem Beschuss zu belegen, entschließen Pekol und Kalivoda sich, Held zu holen, also den Kameraden unter Einsatz ihres eigenen Lebens zu retten. Doch massiver Beschuss verhindert die Rettung, Kalivoda wird verwundet.¹⁰⁵ Während Demark und Pekol versuchen, die Verbindung zu den anderen k.u.k. Einheiten wiederherzustellen, warten die anderen in der Kaverne. Das Mitgefühl mit Held macht Angst Platz oder vielleicht doch Scham:

„Vorgestern und gestern hatten sie mehrmals über Held gesprochen, und sein Schicksal hatte Mitgefühl hervorgerufen, doch heute wurden sie immer weniger empfindsam. Das war keine Folge der Gleichgültigkeit, sondern die unbewusste Angst, die jedem die Kehle zuschnürte, wenn er an den unglücklichen Kameraden dachte. Irgendwo ganz tief, dort beim Herzen, gab es den Vorwurf, dass sie Held doch hätten retten können, wenn alle ihr Bestes gegeben hätten. Deshalb war es für sie quälend darüber zu sprechen.“¹⁰⁶

Geschlossenheit nach innen, Abgrenzung nach außen zeigen die Mitglieder des ersten Schwarms auch, als Zugsführer Glažer auf Befehl des Bataillonskommandanten die Kaverne übernehmen soll, um dort ein „Maschinengewehrnest“ zu errichten. Sie

101 Vgl. ebenda, S. 117–118.

102 Ebenda, S. 125.

103 Vgl. ebenda, S. 125–126.

104 Ebenda, S. 126.

105 Vgl. ebenda, S. 126–127.

106 Ebenda, S. 134.



stellen sich hinter ihren Vorgesetzten Almer und verweigern zunächst die Übergabe ‚ihrer‘ Kaverne.¹⁰⁷ Nach den Kämpfen vergewissern sich die Soldaten sofort, ob alle ihrer unmittelbaren Kameraden da sind. So auch nach dem Ende der Novemberoffensive, als sie, erfüllt von neuem Lebensmut, nach dem fiebernden, in seinem Schützenloch kauernenden Popovič suchen und Almer, als sie ihn finden, ängstlich wissen möchte, was Popovič denn hätte.¹⁰⁸ In diesen Passagen des Romans wird auch Almer als Teil der Gruppe betrachtet, die einfachen Soldaten und ihr unmittelbarer Vorgesetzter ziehen an einem Strang. Dennoch bleibt das Gemeinschaftsgefühl äußerst brüchig.

Das Vertrauensverhältnis zwischen einigen Soldaten des 1. Zugs zeigt sich auch, als diese sich – mit Ausnahme von Almer und Segal – entschließen, das Geld, das ein auf dem Geröllfeld liegender toter Hauptmann angeblich bei sich geführt haben soll, zu suchen und anschließend zu teilen.¹⁰⁹

Der Tod vieler Kameraden bedrückt die Mitglieder des 1. Schwarms des ersten Zugs: „Und außerdem – Pekol war ein Kamerad gewesen, den alle gerne gehabt hatten. Er war als Bankert unter die Dorfkinder gekommen, fremd, aus einer anderen Welt, aber er war einer von ihnen geworden, vielleicht sogar der Beste. Deshalb schmerzte sein plötzlicher Tod so ungemein.“¹¹⁰ Respekt und ihre Zuneigung drücken die Soldaten aus, indem sie den toten Kameraden aus dem Graben bringen, damit die Sanität ihn beerdigen kann. Sie versprechen, jenes rohe, noch völlig unbeschädigte Osterei, das Pekol von seiner Freundin Lenca bekommen hat, an die Angehörigen zurückzuschicken.¹¹¹

Zwischen einzelnen Soldaten entstehen oder festigen sich auch freundschaftliche Beziehungen. So ist für Amun Demark, ein Kroat aus Istrien, ein „außergewöhnlicher Kamerad, heiter und bestimmt, keiner, der im Krieg, wie viele andere, seinen Verstand verloren hatte“.¹¹² Der Befehl lautet, mit Demark die Menage für das 17. Regiment in die erste Linie zu bringen. Während die beiden sich – am „äußersten Rand des Plateau bluteten die Umrisse des Monte San Michele und des Monte San Martino“¹¹³ – aus dem 60 bis 70 Liter fassenden Fass Rum großzügig laben, festigt sich deren emotionale Verbundenheit: „Amun gefiel es, mit Demark alleine zu sein.“¹¹⁴ Manche aus der Truppe – wie Amun – spielen mit dem Gedanken, dass es angenehm wäre, wenn die Italiener von der Seite kämen und sie gefangen näh-

107 Vgl. ebenda, S. 142–143.

108 Vgl. ebenda, S. 150–153.

109 Vgl. ebenda, 156–162.

110 Ebenda, S. 167.

111 Vgl. ebenda.

112 Ebenda, S. 147.

113 Ebenda, S. 145.

114 Ebenda, S. 147.

men.¹¹⁵ Amun wünscht sich, dass ein „Landsmann“ gemeinsam mit ihm überlaufen würde:

„Die ganze Zeit, die sie an der italienischen Front waren, verfolgte ihn dieser Gedanke und ließ ihm keine Ruh. Seine Entschlossenheit überzulaufen, sobald er irgendwohin an die Front kommen würde, um seinen Kopf zu retten, war aus einer eigenartigen inneren Unstimmigkeit heraus geschwunden. Bei wem er auch in Zukunft suchen würde, jeder würde ihn mit leeren Händen zurücklassen. Auch seine Kameraden, mit denen er seine Gedanken teilte und die sich alle an die russische Front wünschten, um gefangen genommen zu werden, wussten hier weder ein noch aus ...“¹¹⁶

Demark, den Amun wohl als „Freund“ bezeichnen würde, möchte zu den Russen oder den Serben überlaufen, aber niemals zu den Italienern: „Ich bin Kroatel! Istrianer!“¹¹⁷ Am Tag der Auszeichnung mit der Bronzenen Medaille für erwiesene Tapferkeit vor dem Feind beschließen die Slowenen Amun und Štefanič schließlich zu den Italienern überzulaufen, denn sollten sie „für Österreich krepieren ...?“¹¹⁸ Sie wollen ihrem Volk, den Slowenen, nützen, und das können sie nur, wie Amun unterstreicht, wenn sie am Leben bleiben.¹¹⁹ Nach ihrem Einsatz auf dem Doberdö-Plateau und ihrer Auszeichnung für Tapferkeit vor dem Feind wird, durch die zahlreichen Ausfälle bedingt, das Bataillon neu organisiert und somit die Gruppenstruktur verändert.¹²⁰

Nachdem die Protagonisten in Kuhars Roman sich für einige Wochen in einem Dorf von den Strapazen des Kampfeinsatzes erholt haben, werden sie an einem relativ ruhigen Frontabschnitt, in einer Senke zwischen der Anhöhe des San Martino und dem Monte San Michele, eingesetzt. Sie hinter Palirs Schießscharte verschanzend, schießt Almer im Scharfschützenstil auf italienische Soldaten:

„Er [Almer] hockte dort wie einbetoniert und wartete besessen auf seine Opfer. Obwohl es nicht heiß war, lief ihm der Schweiß über den angespannten Nacken. [...] Almer wurde von wahrer Leidenschaft gepackt. So könnte man schön versteckt hinter einer sicheren Schießscharte sitzen und in Abständen den Abzug ziehen, neue Patronen durchladen, und dort, hundert Meter weiter, würde es einen Feind nach dem anderen auf die Nase hauen. Auf diese

115 Vgl. ebenda, S. 117.

116 Ebenda, S. 147.

117 Ebenda.

118 Ebenda, S. 174.

119 Vgl. ebenda.

120 Die frisch eingetroffenen Truppen aus dem Hinterland beschreibt Kuhar folgendermaßen: „Wo hatten sie diese Gesellschaft [die Neulinge; Anm. d. Verf.] bloß eingesammelt: lauter fremde Gesichter, schwache Leute, einige noch richtige Kinder, andere schon mit ergrautem Haar.“ Ebenda, S. 179.



Art könnte man in der Stunde sagen wir fünfzehn liquidieren, am Tag hundertsechzig, in der Woche ...¹²¹

Dieser Form von ‚Heldentum‘ können viele der Kameraden nichts abgewinnen, weder die Neuzugänge, noch die Alten, die Almers Zielschießen als Unrecht empfinden: „Menschen waren doch keine Karnickel, die man einfach so abknallen konnte! Auch wenn es Italiener waren. Das war schon kein Krieg mehr ...“¹²² Die Revanche der Italiener erfolgt am nächsten Tag, der Neuling Orter wird getötet, und Štefanič, „dem jedermann, ohne Ansehen von Nationalität, Freund war“¹²³ verwundet. Die Kameraden machen Almer dafür verantwortlich, der dies durch sein Zielschießen verursacht habe. Andere wie Kapun oder Rainer verteidigen hingegen Almer: „Was wollt ihr, Krieg ist Krieg! Die Italiener hätten genauso gehandelt.“¹²⁴

Nachdem Amun nach mehreren Wochen in den Gräben im Frühjahr 1916 unverehrt zurückgekehrt ist, reift – nach intensivem Abwägen und Gesprächen mit etwaigen Gesinnungsgenossen – in ihm endgültig der Entschluss, allein zu desertieren, auch wenn er sich dabei gleichzeitig einsam fühlt: „Die Italiener waren zwar die Gegner dessen, was ihm lieb und teuer war, aber sollte er einen Gegner gegen den anderen verteidigen? [...] Er verriet niemanden, weil man seinen Gegner nicht verraten konnte. Man kann allerdings sich selbst verraten, indem man diesem Gegner diene.“¹²⁵

4. Zusammenfassende Schlussbemerkung

In ihrer Ausbildungszeit bezeichnen sich die Akteure in Kuhars Roman zunächst zwar als „Kameraden“ wohl im Sinne einer Funktionsbezeichnung, bei näherer Betrachtung zeigt sich aber, dass die Gesamtgruppenbindung sehr gering ist. Stattdessen konstituieren sich einzelne Gruppen innerhalb des 1. Zugs, deren Zugehörigkeiten vorrangig nach ethnischen und / oder religiös-weltanschaulichen Gesichtspunkten erfolgen, jedoch nicht hermetisch abgeschlossen sind. Quer dazu verläuft kameradschaftliches Verhalten meist situationsbezogen, wie beispielsweise bei Schikanen durch die Vorgesetzten; hier spielen Solidarität und Mitleid eine große Rolle. Der ‚Feind‘ ist dann der brutale Zugführer Hergott oder der Säufer Feldwebel Rom, welchen man mit Wut, Verachtung und sogar Hass begegnet. Das von Bernsdorf beschriebene Kennzeichen von „Kameradschaft“ als „Gleichheit des Tuns und des Meinens, in der Gemeinsamkeit der Aufgaben“¹²⁶ lässt sich in der kleinen Gemeinschaft des 1. Zugs der ersten Kompanie nicht *vollständig* nachweisen. Das

121 Ebenda, S. 183–184.

122 Ebenda, S. 185.

123 Ebenda, S. 186.

124 Ebenda.

125 Ebenda, S. 201.

126 Bernsdorf, Kameradschaft, S. 527.

Tun ist weitgehend gleich – über weite Strecken erschöpfendes und ausdauerndes Exerzieren und moralische und soldatische Erziehung –, doch das Meinen differiert zwischen den einzelnen Subgruppen. Selbst das von den Ausbildnern immer wieder beschworene Ziel des Kampfes: nämlich der Sieg der Mittelmächte, wird nicht von allen Soldaten geteilt. So verursacht der Fall der Festung Przemysl, des „Tors zu Ungarn“, schwere Enttäuschung bei vielen „Zuverlässigen“, während Amun und andere gespalten sind:

„In seinem Kopf“, so Amun, „und in seinem Herzen wallten so viele Gedanken und so viele Gefühle auf, dass er noch nicht klar sah, was er denken und wie er urteilen sollte. Er stand wie an einem Kreuzweg. Auf der einen Seite jauchzte sein Herz vor stiller Freude, dass es den Russen gelungen war, die Festung einzunehmen, die auch seiner Meinung nach dem russischen Vordringen nach Westen bisher den Weg versperrt hatte, einem Vordringen, das für die slawischen Völker die Freiheit bringen konnte; auf der anderen Seite hinderte ihn etwas daran, was er sich nicht erklären konnte. Er spürte ein seltsames Brennen bei den Gedanken, dass das zusammenbrach, dem er selbst angehörte.“¹²⁷

Allmählich entwickelt sich jedoch ein starkes Wir-Gefühl zunächst innerhalb einzelner Subgruppen – Freundschaften entwickeln sich, das Vertrauen wird stärker –, später auch im ganzen Zug, wobei die Gruppenkohäsion vor allem durch den gemeinsamen „Feind“ – die schikanösen Ausbildner – hergestellt wird. Kameradschaftsgefühle entstehen.

An der Front zeigt sich dann eine Reihe solidarischer Handlungen – wie das Teilen von Lebensmitteln oder das Zurückbringen der Toten, damit sie beerdigt werden können –; die Gruppenkohäsion ist hoch, auch wenn abseits des Ziels zu überleben die Ziele weiterhin heterogen sind. So trägt sich beispielsweise eine Reihe von Soldaten weiterhin mit dem Gedanken zu desertieren, während dies für die anderen keine Option darstellt. Zwischen den Mitgliedern des 1. Schwarms entsteht ein Vertrauensverhältnis, das hilft, dem Gefühl der permanenten Unsicherheit und der Todesangst zu begegnen. Sie suchen die (auch körperliche) Nähe der anderen, ihre Kameradschaft vermittelt ihnen in diesem Kontext Sicherheit. Gemeinsam geteilte Todesangst verbindet die Soldaten. Das, was Sigmund Freud als Garanten des Zusammenhalts jeder Gemeinschaft identifizierte – nämlich den Zwang der Gewalt und die Gefühlsbindungen (Identifizierungen) der Mitglieder untereinander¹²⁸ –,

127 Kuhar, Doberdó, S. 47.

128 Freud hatte in Anlehnung an Gustave LeBon anhand der beiden „künstlichen“ Massen: der Kirche und des Heeres, die Charakteristika moderner Massenbewegungen analysiert und folgende Ergebnisse festgehalten: Liebesbeziehungen (Gefühlsbindungen) machen „das Wesen der Massenseele“ aus, Libidobindungen charakterisieren eine Masse. Dabei lassen sich einerseits die affektuelle Bindung an den jeweiligen Führer und andererseits die Verbundenheit mit den anderen ‚einfachen‘ Mitgliedern der Gemeinschaft beobachten. Freud führte in die Massenpsychologie den Begriff der Libido ein. Darunter verstand er die Energie der Triebe, die mit all dem zu tun haben, was man als Liebe zusammenfassen kann (geschlechtliche Liebe, Selbstliebe, Elternliebe, Kindesliebe, Freundschaft, allgemeine Menschenliebe,



lässt sich auch in *Doberdò* erkennen: Während die affektuelle Bindung an die jeweiligen Führer in *Doberdò* mit wenigen Ausnahmen weitgehend negativ ist – hier spielen Verachtung, Ekel und auch Hass eine große Rolle –, ist die an die Kameraden in der existentiellen Situation des Kriegseinsatzes weitgehend positiv besetzt: Zuneigung, Mitleid, Vertrauen und Solidarität stehen im Vordergrund. Gewisse Ambivalenzen bleiben jedoch auch in der affektuellen Beziehung zu den anderen Soldaten bestehen – wem wird Vertrauen uneingeschränkt entgegengebracht, welche Handlungen von Kameraden, wie beispielsweise das ‚Abschießen‘ von sich in Sicherheit wiegenden Italienern, werden begrüßt, legitimiert oder verachtet? So bedingen die „unterschiedlichen Deutungen sozialer Situationen [...], dass alltäglich eingeschliffene Routinen unterbrochen werden, sich zu krisenhaften Situationen zuspitzen und zum Aufbrechen von Vertrauensverhältnissen führen“.¹²⁹ Gerade auch an der überaus heiklen Frage der Desertion – als einzige Chance oder als verabscheuungswürdiger Verrat – manifestiert sich Vertrauen als zentrale Kategorie. Wem vertraut Amun hinreichend, um mit ihm die Frage des Überlaufens zu besprechen? Und wenn dies geschieht, in welchen Fällen wird dann das Vertrauensverhältnis brüchig oder verwandelt sich gar in Misstrauen? Mehrfachloyalitäten und Zuordnungen prägen in *Doberdò* das Leben im Verband sowohl in der Ausbildungszeit als auch an der Front; Mehrfachloyalitäten, die einige Soldaten – wie Kuhar selbst, der sich letztlich zur Desertion entschließt – vor die Gewissensfrage stellen, wem sie in erster Linie zu ‚dienen‘ haben.

sowie Hingabe an konkrete Gegenstände und Ideen). Vgl. Sigmund Freud: Massenpsychologie und Ich-Analyse. 2. Aufl. Leipzig; Wien; Zürich: Internationaler Psychoanalytischer Verlag 1923, S. 36, 39 und 52.

129 Endreß, Vertrauen, S. 8.